

BEATRIX GÜNNEWIG, **Das Bild der Germanen und Britannier**. Untersuchungen zur Sichtweise von fremden Völkern in antiker Literatur und moderner wissenschaftlicher Forschung. Europäische Hochschulschriften Reihe 3, Band 792. Verlag Peter Lang, Frankfurt am Main u. a. 1998. 380 Seiten.

Die vorliegende Monographie stellt sich, wie einleitend bemerkt wird, in eine Reihe mit anderen (deutschsprachigen) Arbeiten zum Bild von Fremdvölkern in der antiken Literatur, die in den letzten Jahren erschienen sind (zu den nördlichen und westlichen Randvölkern sind zu nennen: C. TRZASKA-RICHTER, *Furor teutonicus*. Das römische Germanenbild in Politik und Propaganda von den Anfängen bis zum 2. Jahrhundert n. Chr. Bochumer Altwiss. Coll. 8 [Trier 1991]; M. JANTZ, *Das Fremdenbild in der Literatur der Römischen Republik und der Augusteischen Zeit* [Frankfurt a. M. 1995]; B. KREMER, *Das Bild der Kelten bis in augusteische Zeit*. *Historia Einzelschr.* 88 [Stuttgart 1994]). Anders als die oben genannten Werke untersucht die Verfasserin aber auch den Bezug dieses von den antiken Quellen vermittelten Bildes zu modernen Darstellungen der Germanen und Britannier.

Dass das antike Bild ›barbarischer‹ Völker auch von ethnographischen Theorien und daraus resultierenden stereotypen Vorstellungen geprägt ist, wie die moderne Forschung erkannt hat, bildet insofern eine wesentliche Voraussetzung der Arbeit, »als sie von dem Wissen über die Existenz von Topoi und dem Einfluß ethnographischer und rhetorischer Traditionen auf die Darstellung

antiker Autoren ausgeht« (S. 12). Damit ist jener Begriff gefallen, der das Buch im Ansatz wie im Ergebnis so sehr dominiert, dass er eigentlich im Titel genannt sein sollte: Topos. – Ein heterogener Begriff, wie die Verfasserin weiß, die in einem eigenen kurzen Kapitel (S. 19–24) darauf eingeht und dabei betont, dass in der vorliegenden Arbeit darunter vornehmlich »die Übertragung bestimmter Denkschemata gemeint ist, welche sich in der Übernahme fester Bilder, Motive und Denkweisen äußern kann« (S. 21). Von Wirklichkeitserfahrung ließen sich diese, wo nicht durch Heranziehung archäologischen, numismatischen und epigraphischen Materials, am ehesten durch Textvergleiche trennen, eine textimmanente Analyse könne allenfalls nur wenige gesicherte Fakten zu Tage fördern.

Was die Verfasserin weder hier noch an anderer Stelle diskutiert, ist die Frage, wie Topos und Realität sich zueinander verhalten. Statt dessen setzt sie voraus, dass ein Topos in jedem Fall fehlende (oder negierte) Erfahrung ersetzt, folglich auch keinen Informationswert hat. In Verbindung mit einem äußerst großzügig gehandhabten Toposverdacht muss das zu dem Ergebnis führen, dass die Glaubwürdigkeit unserer antiken Quellen von der Forschung bisher zu optimistisch eingeschätzt wurde. Der Rezensent meint dagegen, dass zum einen auch Topoi einen Realitätsgehalt haben können und zum anderen ein Verdacht noch keinen Beweis darstellt, und legt daher, dies sei gleich vorweggenommen, im Folgenden sehr oft Widerspruch gegen Methode und Resultat des vorliegenden Bandes ein.

Ein weiteres präliminäres Kurzkapitel (S. 25–28) beschäftigt sich mit der Definition des Begriffs der Germanen und der Abgrenzung gegen das Keltentum, die weder von den antiken Autoren, die von geographischen Kriterien ausgingen, noch von der modernen Forschung, die vornehmlich einer sprachlichen Definition folge, exakt formuliert werden könne.

Die Analyse erfolgt nicht nach einzelnen Autoren, sondern nach Darstellungszusammenhängen: militärisch-politische, »wissenschaftliche« und poetische Texte werden auf das dort reflektierte Germanenbild hin untersucht, wobei nur der Verfasserin besonders aussagekräftig erscheinende Stellen wörtlich angeführt werden. Das macht es dem Leser, besonders bei der Behandlung der politisch-militärischen Ereignisse, oft nicht leicht den Überblick zu behalten. Und namentlich bei den nicht wörtlich zitierten Stellen wäre es manchmal hilfreich gewesen, den Zusammenhang kurz zu paraphrasieren. Um ein Beispiel zu geben: Wenn die Verfasserin zur Illustration des topischen Charakters einer Aussage anführt (S. 37) »bereits Livius berichtet, daß die Gallier im Verlauf der jahrhundertelangen Kämpfe mit den Römern letztlich immer wieder durch die Hitze besiegt worden seien«, wird nicht jedem Leser klar sein, dass an der angegebenen Stelle (Liv. 38,17,7 f.) eine Rede des Cn. Manlius Vulso wiedergegeben wird, der darin seinen Soldaten die Angst vor dem Gegner, den kleinasiatischen Galatern, zu nehmen versucht, indem er auf die bereits errungenen römischen Siege einerseits und die bei den Kelten eingetretene Verweichlichung andererseits verweist. Es ist schon klar, dass die Rede ein literarisches Produkt des Livius (oder seiner Quelle) ist; der den Einsatz solcher Motive deutlich begünstigen-

de Kontext sollte aber nicht hinter dem verkürzenden »Livius berichtet« verborgen bleiben. Die von der Verfasserin angeführte Wirkung der Hitze auf die gallische Kampfkraft ist, nebenbei bemerkt, im Wortlaut zwar impliziert, steht aber gewiss nicht im Zentrum der Aussage. Gerade in solchen Fällen kann die von der Verfasserin skeptisch beurteilte textimmanente Analyse durchaus eine differenziertere Evaluierung des Zeugnissergebnisses ermöglichen.

Kapitel 1.1 widmet sich den Nachrichten zu den Kimbern und Teutonen und erbringt als Resümee (S. 39), dass die antiken Autoren die genannten Stämme »ähnlich erfassen«, nämlich in »topischer Betrachtungsweise«, unter Betonung des Schreckens, den sie bei den Römern auslösten. Sie »füllen ... ihre Beschreibung mit Klischees und erklären Verhaltensweisen dieser Völker mit ethnographischen Topoi«; der Versuch einer spezifischen Erfassung dieser Stämme erfolge nicht. Wenn diese Qualifizierung so pauschal zutreffen sollte – in manchen Punkten tut sie das sicher, soweit ist der Verfasserin Recht zu geben –, so wäre das angesichts der Quellenlage nicht allzu verwunderlich, denn unsere Zeugnisse stammen im Wesentlichen von einer recht eng begrenzten Gruppe von Autoren der hohen bis späten Kaiserzeit, wobei nur die Marius-Vita des Plutarch zumindest quantitativ ansprechendes Material bietet. Diese Tatsachen müssten dem Leser stärker zu Bewusstsein gebracht werden als hier geschehen, denn dass eine Darstellung wie etwa die des Florus wenig an wertvollen Einzelheiten bieten kann, ist von vornherein klar: Verkürzung und Verdichtung lassen bevorzugt topische Motive hervortreten, weil diese in der Regel mit vorrangigen Wahrnehmungsaspekten verbunden sind.

Kaum untersucht werden von der Verfasserin der Quellenhintergrund und mögliche Quellenzusammenhänge. Durch letzteres ließe sich ein grundsätzliches Problem dieser Arbeit in seinen Auswirkungen reduzieren, nämlich der unbereinigt gebliebene Multiplikationseffekt, den eine Aneinanderreihung aller einschlägigen Stellen ohne die Berücksichtigung gegenseitiger Abhängigkeiten hervorruft und der dem Toposverdacht a priori Vorschub leistet. Ersteres wieder könnte dem Leser verdeutlichen, was an Überlieferung verloren gegangen ist und würde im Fall der Kimbern einem nur fragmentarisch überlieferten Autor wie Poseidonios die ihm zustehende Aufmerksamkeit zukommen lassen. Dann wäre der Verfasserin auch ein schönes Beispiel für eine durch topische Betrachtungsweise verursachte Fehlleistung nicht entgangen, die sie zwar nicht ganz übersieht, aber falsch zuweist (S. 39): Es sind die Kimmerier, die Poseidonios, Bezug nehmend auf die Namensähnlichkeit, den Kimbern aufgrund ihrer unstillen Lebensweise gleichsetzt, nicht die Kelten, wie die Verfasserin sagt (als Kelten wurden sie von den Zeitgenossen ohnehin angesehen).

Auch im Kapitel II.1.2 über das Germanenbild der caesarischen Zeit gelangt sie zu einem herben Urteil über die Quellenautoren, allen voran Caesar, die sich nach der Verfasserin ganz in die Tradition griechischer Ethnographie stellten und es mit dem Hinweis auf das geringe kulturelle Niveau der Germanen nebst Erwähnung einiger *mirabilia* genug sein ließen. Nicht zuletzt zeige sich »das Desinteresse der Autoren an einer wenig sorgfältigen und nicht angemessenen Begrifflichkeit, die

ungeeignet ist, die germanischen Gesellschaftsstrukturen zu erfassen«. Die caesarische Darstellung sei »topisch verallgemeinernd«, in der »caesarischen Absicht, die Germanen als ein von den Galliern völlig verschiedenes Volk darzustellen«, würden »konkrete Beobachtungen pauschalisiert« bzw. falls Caesar über keine unmittelbaren Erfahrungen verfügt, Klischees verwendet (S. 60 f.).

Wird hier nicht das Kind mit dem Bade ausgeschüttet? Macht man sich zuerst klar, was die caesarischen *commentarii* sein konnten und wollten, erledigen sich manche Einwände von selbst, wie die beklagte Zurückhaltung bei der geographischen Einordnung der einzelnen Stämme. Dass die caesarische Begrifflichkeit für die Erfassung germanischer Zustände inadäquat ist, kann man zwar vermuten; um darin aber so sicher zu sein wie die Verfasserin, bedürfte es ergänzender Quellen, die wir nicht haben. Dass bei Caesar eigene Interessen mitspielten, wenn er in seinem Exkurs vor allem den Unterschied zwischen Galliern und Germanen hervorhob, tut der Richtigkeit und Wichtigkeit der Aussage keinen Abbruch. Auch bei der Diskussionsweise ist einem bei der Vorgehensweise der Verfasserin in vielen Punkten nicht wohl, es seien nur zwei beliebig herausgegriffen. Wird die Aussage, dass den Germanen Raubzüge nicht als Schande gelten, durch den Verweis, Thukydides habe Ähnliches über die archaischen Griechen gesagt, bereits als Topos entlarvt (S. 51)? Hat man sich konkret vorzustellen, dass Caesar bei der Thukydides-Lektüre auf dieses Motiv gekommen ist? Die Verfasserin stellt immer wieder solche Zusammenhänge in den Raum, macht sich aber nicht die Mühe sie nachzuweisen, sondern nimmt sie sogleich in den Dienst einer recht apodiktischen Argumentation.

Auch die *centum pagi* der Sueben sind nicht von vornherein als »übertriebene Angabe der suebischen Größe« zu betrachten (S. 56 f.), sondern stehen in einer Reihe von sehr widersprüchlichen Angaben zur Gliederung keltischer und germanischer Stämme. Der ältere Plinius schreibt z. B. den padanischen Boiern 112 Tribus (PLIN. nat. 3,116), den kleinasiatischen Galatern gar 195 Unterabteilungen (*gentes, populi, tetrarchiae*; PLIN. nat. 5,146) zu. Dieses Problem ist differenzierter als es hier dargestellt wird und insofern wenig geeignet, manipulatorische Absichten Caesars deutlich zu machen.

Kapitel II.1.3 gilt der augusteisch-tiberianischen Zeit bis zur Einstellung der römischen Offensiven gegen Germanien. Im Westen nichts Neues, konstatiert die Verfasserin: Die Germanen würden mit denselben charakteristischen Beschreibungselementen erfasst wie bei Caesar, woran auch das Ereignis der Varuskatastrophe nichts geändert habe. »Alle Darstellungen der hier analysierten Autoren basieren auf der aus ethnographischer Tradition begründeten Sichtweise von den barbarischen Bewohnern nördlicher Regionen und nicht auf konkreten Erfahrungen, die einem Velleius Paterculus als Teilnehmer an den Feldzügen gegen die Germanen unter Tiberius zweifellos vorlagen« (S. 81). Zuvor hatte sie eine von Velleius überlieferte Episode angesprochen, in der ein Barbar in einem Einbaum die Elbe überquert, um Tiberius bewundern und loben zu können (S. 64). »Autopsie und Fiktion sind hier offenbar untrennbar vermischt«, meint die Verfasserin, um dann doch die

›Kernspaltung‹ vorzunehmen: Einbäume seien zwar archäologisch nachgewiesen, das Verhalten des Barbaren habe aber »allein den Zweck, die Person des Tiberius zu erhöhen«. Halten wir so sicherem Urteil gegenüber einfach fest: Was an dieser Geschichte nachgeprüft werden kann, stimmt. Zu einer ähnlichen Feststellung, die taciteischen Nachrichten zur Bewaffnung der Germanen betreffend, kommt die Verfasserin selbst: »Soweit überprüfbar ist die Beschreibung der germanischen Waffen korrekt« (S. 77). Der Leser ist etwas irritiert, denn unmittelbar vorher war davon die Rede, dass »seine Angaben zur Bewaffnung ausgesprochen tendenziös und als Information zu germanischer Sachkultur daher nur unter Vorbehalt zu verwenden« seien und »der Auflistung der germanischen Bewaffnung... zudem eine topische Betrachtungsweise zugrunde« liege. Was gilt nun? Offenbar beides, denn »geschickt verbindet Tacitus in dieser Rede (sc. des Germanicus) Realität und Topik und bringt sie in eine kaum mehr auflösbare Verbindung«. Kann es sein, dass diese Verbindung deshalb so eng ist, weil die beiden Elemente mehr miteinander zu tun haben, als die Verfasserin eingestehen will? Anders ausgedrückt: Speist sich Topik nicht auch aus bestätigter Erfahrung, kann das nicht das Beharrungsvermögen mancher Topoi zumindest z. T. erklären? Warum hätten die Mediterranen derart hartnäckig an ihren Barbarenbildern fest halten sollen, wenn sie so überhaupt nicht mit der jeweiligen konkreten Erfahrung in Einklang zu bringen gewesen wären?

Im Kapitel II.1.4 über die Zeit bis nach dem Ende des Bataveraufstandes steht Tacitus als Autor im Mittelpunkt, sein Bericht in den Historien über den Bataveraufstand ist der längste einschlägige Text für diesen Zeitraum. Die Verfasserin schließt sich hier jener Forschungsmeinung an, die das Motiv der Bataver in einer Parteinahme für Vespasian erblickt, nicht in einer Loslösung vom Reich. Eben das wolle Tacitus aber glauben machen, der seinen Darstellungsabsichten sämtliche Informationen unterordne, mittels ethnographischer Topoi das Barbarentum der Germanen herausstelle und insbesondere die *perfidia* betone, mit der sie ihre antirömischen Interessen verfolgten (so resümierend S. 102). Wenn Tacitus mit allen Mitteln versucht hat, ein manipuliertes Bild zu zeichnen, war er wohl nicht sehr erfolgreich, wenn selbst der moderne Leser, der mangels anderer Quellen auf den taciteischen Text selbst zurückgeworfen ist, noch das Richtige vom Falschen scheiden kann.

In Kapitel II.1.5 über die Zeit vor und während der Markomannenkriege stellt sich die Quellenlage anders dar als zuvor, weil für diesen Zeitraum dominante Autorenpersönlichkeiten wie Caesar oder Tacitus fehlen und die Nachrichten insgesamt wesentlich knapper ausfallen als für frühere Abschnitte. Hier weist die Verfasserin sehr zu Recht auf die mit den einzelnen Texten verbundene Problematik hin (S. 103 f.), wobei es nicht geschadet hätte, sie breiter auszuführen. Die Natur dieser Zeugnisse, die inhaltlich in der Regel in hohem Maß komprimiert sind, bringe es mit sich, dass auch der Einsatz von topischen Motiven zurücktritt, was Christine Trzaska-Richter (vgl. das einleitend zitierte Werk, 233) darüber hinaus auch auf einen Gewöhnungseffekt und eine Versachlichung der römischen Sichtweise zurück-

geführt hat. Die Verfasserin widerspricht ihr mit dem berechtigten Hinweis, dass man solches auch schon im 1. Jh. erwarten könnte und außerdem gerade dort, wo die Germanen als Feinde figurieren, nach wie vor die topische Sichtweise vorherrschend (S. 115). Andererseits ist es eine auch von der Verfasserin gewürdigte Tatsache, dass das früher so häufig strapazierte, mit Kimbernremiszenzen gepaarte Furchtmotiv im Zusammenhang mit den Markomannenkriegen erstaunlicherweise nicht mehr herausgestellt wird, obwohl sich angesichts der beide Male erfolgten Invasion Italiens die Bezugnahme geradezu aufdrängen würde. Mit ihrer Erklärung, der Mangel an Germanennachrichten im Jahrhundert vor den Markomannenkriegen habe »den Schrecken und somit den propagandistischen Effekt, der mit den Kimbern und Teutonen verbunden war,« verblasen lassen, widerspricht sie freilich selbst dem, was sie bezüglich Beliebtheit von Topoi im Allgemeinen und in kriegerischen Situationen im Besonderen postuliert.

In ihrem Resümee zu den Germanennachrichten in politisch-militärischen Zusammenhängen (S. 116–120) führt die Fixierung auf das Topische u. a. zur Behauptung: »Das Germanenbild der antiken Autoren wird damit von praktischen Erfahrungen weitgehend nicht beeinflusst«. Auch die Landschaftsbeschreibungen seien, da der Illustration des Volkscharakters dienend, »nicht selten topisch«, wobei zumindest konzediert wird, dass sie deshalb »nicht zwangsläufig falsch sein« müssen. Immerhin deutet die Verfasserin an, dass die Stoffauswahl und -präsentation in den Erwartungen begründet liegen, die antike Autoren wie Leser mit dem literarischen Genus der Historiographie verbanden und sie folgert daraus vollkommen richtig: »Die Erforschung und Erkundung der Realität fremder Völker kann daher nicht mit heutigen Maßstäben gemessen werden« (S. 117). Nichts Anderes ist es jedoch nach Ansicht des Rezensenten, wenn sie den untersuchten Autoren hier Desinteresse und dort eine bestimmte (offenbar immer negative) Darstellungsabsicht unterstellt und den bequemen und selbstgenügsamen Rückgriff auf ältere Quellen geißelt, der »offensichtlich eigenen Nachforschungen, die sich an praktischen Erfahrungen orientieren könnten, vorgezogen« wird. »Ursprünglich empirische Erfahrungen« würden nicht mehr überprüft, »sondern den Quellen vorlagen entnommen« (S. 117 f.). Was aber sollen diese ursprünglich empirischen Erfahrungen sein, fragt sich der Leser, dem schon in allen Kapiteln zuvor der Befund ›topisch‹ mitgeteilt worden ist.

Kapitel II.2 (S. 121–140) widmet sich den Germanennachrichten in »wissenschaftlichen« Darstellungszusammenhängen und damit u. a. den Autoren Strabon, Pomponius Mela und Plinius Maior. Letzterer ist der einzige, den die von der Verfasserin sonst rundum geschwungene ›Topos-Keule‹ nicht trifft, ihm gesteht sie zu, wertvolle Informationen zu liefern, wenn auch in willkürlicher Materialauswahl. Dass auf seine verlorenen *Bella Germaniae* (nach PLIN. Epist. 3,5,4 umfassten sie 20 Bücher) nur sehr indirekt Bezug genommen wird (S. 133), obwohl das Werk für einige der zuvor besprochenen erhaltenen politisch-militärischen Darstellungen eine erhebliche Bedeutung gehabt haben muss, macht die quellenkundlichen Defizite des Buches einmal mehr augenfällig. Abgesehen davon, dass Autorenpersönlich-

keiten wie Plinius und Strabon nicht kommentarlos in eine Reihe mit Pomponius Mela und Dionysius Periegeta gestellt werden sollten, ist sich der Rezensent nicht sicher, ob Strabon wirklich so sehr von seinen Vorlagen, namentlich Poseidonios (dessen Bild von den Galliern er ohne wesentliche Modifikation auf die Germanen übertragen haben soll) abhängt, da Bernhard Kremer zuletzt gezeigt hat, dass die strabonische Darstellung Galliens sehr wohl aktualisiert ist und Entwicklungen der augusteischen Zeit berücksichtigt (vgl. sein einleitend zitiertes Werk, 279 ff.).

Kapitel II.3 (S. 141–154) behandelt Germanen innerhalb eines poetischen Darstellungszusammenhanges, wie er sich vor allem um die beiden Kaiser Augustus und Domitian ergibt. Auch hier treten uns nach der Verfasserin in poetischen Formeln die altbekannten Vorstellungen entgegen, ist über den ganzen Beobachtungszeitraum hinweg eine konstante Sichtweise in der Erfassung der Germanen gegeben.

Kapitel II.4 (S. 155–174) gilt der *Germania* des Tacitus und führt auf 20 Seiten die problematischen Aspekte der zu besprechenden Arbeit vor. Auf so engem Raum kann selbst Grundsätzliches nur andiskutiert, auf Details nur ganz selektiv eingegangen werden. Nun steht für kaum einen anderen antiken Text eine derart umfangreiche moderne Forschungsliteratur zur Verfügung wie für diesen einen und die Verfasserin hat zweifellos Recht getan, diese potentiell erdrückende Last auf einige wichtige Titel vornehmlich der letzten zwei Jahrzehnte zu reduzieren. Aber ihren eigenen methodischen Ansatz hätte sie wohl an diesem Werk zuerst vorzuerzieren müssen, anstatt auf die Arbeiten von A. A. LUND (P. Cornelius Tacitus. *Germania* [Heidelberg 1988]; A. A. LUND, *Zur Gesamtinterpretation der ›Germania des Tacitus. In: ANRW II 33,3* [Berlin, New York 1991] 1858–1988) und G. PERL (Tacitus. *Germania. In: J. HERRMANN* [Hrsg.], *Griechische und lateinische Quellen zur Frühgeschichte Mitteleuropas bis zur Mitte des 1. Jahrtausends u.Z. II* [Berlin 1990]) zu verweisen und eine »detaillierte Quellenanalyse wie in den Kapiteln 1–3« gleich einleitend für »nicht sinnvoll« (!) zu erklären (S. 156). Den Schlüssel zum Verständnis der *Germania* sieht sie in der Darstellungsabsicht des Tacitus, und diese ziele weitgehend darauf, die Germanen als wilde Barbaren vorzuführen; sie würden damit »mehr topisch als individuell erfaßt« (S. 171). In dieser grundsätzlich abwertenden und den Quellenwert infrage stellenden Haltung muss sie aber doch konzedieren, dies heiße nicht, dass »diese Angaben nicht der Realität entnommen sein können«. Man müsse aber nach den Begründungen fragen, die Tacitus für beschriebene Phänomene gebe, sowie danach, aus welchen Motiven er seine Angaben mache. Denn häufig dienten ihm archäologisch bestätigte Informationen »nur als ein Mittel, die Mentalität der Germanen zu veranschaulichen«. Warum »nur« – kann man sich von einem vormodernen Historiker mehr wünschen als das? Die Verfasserin bleibt misstrauisch, denn diese Informationen »sind somit für den modernen Betrachter zwar von großem Wert, aber aus der Sicht des Autors lediglich ein Nebenprodukt der Darstellung«. Hier kommt der Rezensent nicht mehr mit: Die Verfasserin selber stellt fest, dass bei Tacitus (auch) zu finden ist, was uns das »Desinteresse« der an-

tiken Autoren doch angeblich so konsequent vorenthält, nämlich überprüfbare Sachinformation, um es postwendend mit dem Argument, es sei in einer bestimmten Absicht vorgebracht, zu entwerten. Nun ist sich die Verfasserin der Gefahr einer einseitigen Fixierung auf übertragene Traditionselemente bewusst, sie hält es aber für problematisch, »Individuelles und Topisches voneinander zu trennen, um anschließend das Individuelle von jeglicher Darstellungsabsicht zu befreien und die reine Sachinformation herauszufiltern«. Beispielsweise sei bei der taciteischen Beschreibung der äußeren Erscheinung der Germanen nicht mehr zu klären, ob sie auf Beobachtung oder auf »reiner Theorie« basiert. Damit fassen wir das grundsätzliche Missverständnis, dem die Verfasserin hier unterliegt: Nicht die Beschreibung der Germanen (bzw. der Nordvölker) fußt auf theoretischen Überlegungen, sondern die Erklärungen dafür. Die Erfahrung der äußeren Erscheinung wird in Beziehung gesetzt zu anderen empirisch gewonnenen Daten wie den klimatischen Verhältnissen und durch Herstellung eines spekulativen kausalen Zusammenhangs miteinander verknüpft. Welche Mühe die Verfasserin damit hat, die *Germania* in ähnlicher Weise abzutun wie die übrige Überlieferung, zeigt die insgesamt etwas differenziertere Einschätzung, die dem *Opus* zuteil wird. Die Grundhaltung des Tacitus sei in der *Germania* zwangsläufig eine andere als in seinen Geschichtswerken und biete dem Leser, trotz topischer Sichtweise und individueller Aussageabsicht des Autors, mehr und auch tiefer gehende Details (S. 172 f.).

Wenn im Gesamtresümee (S. 175 f.) festgestellt wird, es sei »methodisch ... unmöglich, aus den Quellen zu den Germanen ein zusammenhängendes, der Realität entsprechendes Bild dieses Volkes zu erstellen«, so ist dem zuzustimmen. Dass das von den antiken Autoren gezeichnete Bild »weitgehend topisch« sei, ist aber eine Aussage, die bei der von der Verfasserin zugrunde gelegten Auffassung von Topik praktisch auf eine Verwerfung der literarischen Tradition hinausläuft, deren Germanenbild »für den heutigen Betrachter kaum mehr als ästhetischen Wert haben ... kann«. Dem kann der Rezensent nicht zustimmen, er sieht in der von der Verfasserin vorgeführten »Methodik« die einigermaßen willkürliche Anpassung der Evidenz an eine einseitige Fragestellung.

Die im nächsten Abschnitt des Buches über das Bild der Germanen in der wissenschaftlichen Forschung untersuchte Literatur ist dem Gegenstand entsprechend zum Großteil deutschsprachig; der Untersuchungszeitraum beginnt 1870/71, weil in der Zeit davor die Fachwissenschaften noch kaum ausdifferenziert waren, und die Gründung des deutschen Kaiserreiches einen Bewusstseinswandel zur Folge hatte, der auf das Germanenbild zurückwirken musste.

Die in Kapitel III.1 betrachtete Literatur vor 1918 zeigt noch wenig Kritikvermögen den antiken Quellen und im Besonderen der *Germania* gegenüber, deren Aussagen meist wörtlich genommen werden, was in Verbindung mit einer zeitgenössischen Perspektive z. T. uns heute komisch anmutende Resultate gezeitigt hat (vgl. etwa S. 196). Während die antiken Darstellungen der Ereignisgeschichte schon durchaus kritisch gesehen werden, treffe das auf das vermittelte Germanenbild

nicht zu, weswegen auch die immer noch zitierten Standardwerke der Zeit vor dem 1. Weltkrieg (wie Mommsens »Römische Geschichte« und Müllenhoffs »Deutsche Altertumskunde«) in dieser Hinsicht für den heutigen Leser nur begrenzt verwendbar sind.

Die in Kapitel III.2 behandelte Weimarer Republik (S. 201 ff.) hat im Vergleich dazu deutlich weniger wissenschaftliche Germanenliteratur hervorgebracht. Die wichtigste einschlägige Publikation dieser Jahre war Eduard Nordens »Germanische Urgeschichte«, in der auf den Einsatz von Wandermotiven durch Tacitus hingewiesen wurde, was bei der zeitgenössischen Kritik größtenteils auf Ablehnung stieß (mit gewichtigen Ausnahmen wie etwa Georg Wissowa). Eine durchgängige ethnographische Tradition ist als solche zwar erkannt, es werden aber, so meint die Verfasserin, noch nicht die nötigen Folgerungen daraus gezogen. Ungeprüfte Motivübertragungen konnten sich die Autoren ihr zufolge gerade im Fall des Tacitus nicht vorstellen, weil sie davor zurückschreckten, den Quellenwert der *Germania* einzuschränken. Auch Norden hat im Vorwort zur zweiten Auflage seines Werks in Reaktion auf die Kritik betont, dass letzteres nicht Ziel seiner Argumentation war, zumal die Motivübertragung nie rein mechanisch erfolgt sei. Sein Ansatz wurde nur von einer Minderheit der Forscher angenommen und weitergedacht, sodass die Grundlagen der Rezeption antiker Germanen Nachrichten so, wie sie schon in wilhelminischer Zeit gegeben waren, weiterhin bestehen blieben.

Die in Kapitel III.3 (S. 213–228) behandelte Zeit des Nationalsozialismus bringt in der wissenschaftlichen Germanenliteratur (pseudowissenschaftliche Werke, die im Geist oder im Auftrag der damals herrschenden Ideologie geschrieben sind, lässt die Verfasserin vollkommen zu Recht außerhalb der Betrachtung) eine Stagnation in dem Sinne, dass der zuvor angesprochene quellenkritische Ansatz von Norden nicht weiter verfolgt, sondern der Quellenwert insbesondere der *Germania* weiter hochgehalten wird, um die antiken Nachrichten weiterhin für aktuelle Bezüge im Sinne einer nationalen Sichtweise, wie sie schon die wilhelminische Zeit geprägt hatte, nutzen zu können. Der *Germania*-Kommentar von Rudolf Much und die stammesgeschichtlichen Darstellungen von Ludwig Schmidt repräsentieren diese Forschungshaltung am sinnfälligsten.

Kapitel III.4 (S. 229–252) widmet sich der Literatur seit dem Zweiten Weltkrieg, wobei in diesem Zeitraum nach der Verfasserin um 1970 eine deutliche Zäsur zu setzen ist, da erst seit Beginn der 1970er Jahre wieder umfassende Darstellungen der germanischen Stammes- und Ereignisgeschichte vorgelegt wurden. Davor blieb eine Kontinuität zur Zwischenkriegszeit auch insofern gegeben, als etliche ältere Werke neu aufgelegt wurden, eine Überarbeitung aber wenn, dann nur im Hinblick auf neue archäologische Evidenz erfolgte, während sich der Umgang mit den Textquellen in den vorgegebenen Bahnen hielt, wie besonders gut an der dritten Auflage von Muchs *Germania*-Kommentar zu exemplifizieren sei.

Eine neue kritischere Einstellung zu unseren Quellenautoren hat nach der Verfasserin in dieser Phase nur Gerold Walser gefunden, er stieß mit seiner Einschätzung der caesarischen und taciteischen Nachrichten bei

der zeitgenössischen Kritik aber überwiegend auf z. T. heftigen Widerspruch. Walser habe, so die Verfasserin, dieser Kritik wohl auch durch subjektive Wertungen Angriffsflächen geboten und sie fasst damit ein Problem, das auch ihr Buch aufwirft. Welche Erkenntnismöglichkeiten bietet die zu Recht eingeforderte kritische Sichtweise? Welche Methode erlaubt es, antike Nachrichten zu verifizieren oder zu falsifizieren? Kann man Aussagen antiker Autoren im Sinne einer Entzerrung korrigieren, indem man individuelle Darstellungsabsicht und topische Elemente eliminiert? Vor allem Letzteres ist wohl doch problematisch, weil hier in der Praxis oft genug mehr oder weniger die antike Subjektivität durch eine moderne ersetzt wird, ohne dass man dem Gegenstand wirklich näher gekommen wäre. Walser hatte und hat Recht, wenn er den Quellenwert von Caesar und Tacitus relativiert, eben dies sollte aber davon abhalten, allzu konkrete Gegenbilder zu entwerfen. Vielmehr ist es Aufgabe heutiger Forschung Wesen und Stärke der antiken Brechung zu untersuchen und sich so weit wie möglich Klarheit zu verschaffen, was von der gebotenen Information überprüfbar, was in welchem Ausmaß nachvollziehbar und was zu verwerfen ist. Erst dann, d. h. nach der Klärung der eigenen Wahrnehmung, kann man versuchen, sich der antiken »Realität« zu nähern – im Bewusstsein, ihr nie gerecht werden zu können.

Im Übrigen muss der Leser verblüfft feststellen, dass Reinhard Wenskus' bahnbrechendes Werk über »Stammesbildung und Verfassung«, das 1961 erschienen ist und die Germanenforschung auf neue methodische Grundlagen gestellt hat, von der Verfasserin in diesem Kapitel nicht einmal erwähnt wird. Auch wenn Wenskus sein Hauptaugenmerk auf spätantik-frühmittelalterliche Verhältnisse legt, so bleibt das Fehlen dieses Meilensteins doch irritierend und lässt die Ansetzung der wissenschaftsgeschichtlichen Zäsur erst um 1970 als diskussionswürdig erscheinen. Dass ein tief greifender Wandel des Germanenbildes in der wissenschaftlichen Literatur auf breiter Basis erst in den 1970er Jahren festzustellen ist, korreliert freilich mit der von REINHOLD BICHLER (Neuorientierung in der Alten Geschichte. In: E. SCHULIN [Hrsg.], *Deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg 1945–65* [München 1989] 63–86) aufgezeigten Tatsache, dass die althistorische Forschung in Deutschland bis zur Mitte der 1960er Jahre von Persönlichkeiten geprägt war, die sich noch vor dem Krieg habilitiert hatten. Danach ist allenthalben eine Distanzierung vom Gegenstand der Betrachtung zu konstatieren, eine Versachlichung der Debatte, der Verzicht darauf, die alten Germanen für eine sentimentale Selbstfindung, auf persönlicher wie auf nationaler Ebene, in Anspruch zu nehmen. Forscher wie Dieter Timpe, Gerhard Perl, Allan A. Lund und Herwig Wolfram seien hier *exempli gratia* für eine Forschungshaltung genannt, die ihren enzyklopädischen Niederschlag in der Neuauflage des Reallexikons für Germanische Altertumskunde findet.

Die Verfasserin meint sichtlich diese kritische Tradition konsequent weiterzuführen und mit ihrem Buch für ihren Stoff eine vorläufige Summe zu ziehen, was in mancher Hinsicht auch gelingt. In ihrer Auffassung des Quellenmaterials scheint sich aber über die gebotene

nüchterne Distanz hinaus ein Misstrauen zu manifestieren, das sich objektiv kaum mehr begründen lässt. Wenn derart flächendeckend mit dem, wie bereits oben moniert, ungenügend definierten, dabei aber eliminatorisch eingesetzten Toposbegriff operiert wird, wenn die wichtigsten, gegen die Glaubwürdigkeit der antiken Autoren gebetsmühlenartig (man könnte auch sagen: ›topisch‹) vorgebrachten Einwände sich auf schwer objektivierbare Faktoren wie »Darstellungsabsicht« und »Desinteresse« beziehen, wenn bestätigende Sachquellen nicht mehr ausreichen, um einen schriftlichen Befund vor dem Toposverdikt zu bewahren, geraten wir da nicht in sehr subjektive Wahrnehmungsfelder, die einen wissenschaftlichen Diskurs kaum noch zulassen? Das erstaunlich glatte Ergebnis – das Germanenbild setzt sich aus Versatzstücken der antiken Ethnographie zusammen und hat sich im Lauf von mehr als zwei Jahrhunderten praktisch nicht verändert – lässt den Verdacht aufkommen, dass sich hier vor allem eine These ihre Bestätigung gesucht hat. Das Informationsmonopol der griechischen und römischen Autoren, dem wir in Bezug auf das antike Germanentum ausgeliefert sind, ist tatsächlich *per se* ein Problem, das hervorgehoben und bewusst gehalten werden muss. Die hier postulierte Gleichförmigkeit und Unveränderlichkeit der antiken Vorstellungen wird denselben aber keinesfalls gerecht, zumal so letztlich der Eindruck erweckt wird, eine Beschäftigung damit lohne eigentlich gar nicht.

Mit Kapitel IV (S. 255–307) wendet sich die Verfasserin den Britannierdarstellungen zu und geht angesichts der gegebenen Parallelen davon aus, dass ihre im Fall der Germanen erzielten Ergebnisse bei den Britanniern ihre Bestätigung erfahren. Diese Erwartung lasse »eine wie für die Germanen vorgenommene Detailanalyse erst einmal nicht sinnvoll erscheinen«, dafür ermögliche sie eine andere, die Quellen nach Sachkomplexen ordnende Herangehensweise, die besonders geeignet sei, eventuelle Spezifika des Britannierbildes herauszuarbeiten (S. 256). Abweichungen vom Germanenbild lassen sich nach der Verfasserin insofern feststellen, als bei den Britannierdarstellungen idealisierende Elemente weitgehend fehlen. Die Britannier haben generell weniger Profil als die Germanen, so wie auch das Land selbst weniger prägnant erfasst wird. Diese gemäßigte Darstellung führt die Verfasserin dezidiert nicht auf die lückenhafte Überlieferung zurück, sondern auf die geringere Beachtung, die die Autoren den Britanniern zugemessen hätten. Diese Haltung lasse sich, betrachtet man unsere Hauptquellen, bei Tacitus in stärkerem Maße nachweisen als bei Cassius Dio, dessen Charakterisierung der beiden Völker weitgehend austauschbar sei; das liege am – der Leser ahnt, was kommt – Desinteresse Dios an fremden Völkern (S. 302). Insgesamt sieht die Verfasserin ihre Arbeitshypothesen bestätigt: Auch bei den britannischen *gentes* sei in unseren Schriftquellen kein gezieltes Interesse an der Erfassung der Realität feststellbar, auch die Intensivierung der Kontakte habe allenfalls zur bloßen Kenntnisnahme neuer *gentes* geführt.

Kapitel V (S. 309–325) über das Bild der Britannier in der wissenschaftlichen Forschung bringt zunächst den grundlegenden Unterschied zur modernen Germanenliteratur zur Sprache, dass nämlich die Publikationen

über die Britannier schon aufgrund der Quellenlage sich immer viel stärker auf den archäologischen Befund gestützt haben und in der Regel auch von Archäologen verfasst wurden. Die literarischen Quellen wurden nur subsidiär herangezogen und bis in die jüngste Vergangenheit nie in genügendem Ausmaß kritisch hinterfragt, wobei hier weniger die Unkenntnis ethnographischer Traditionen, sondern, jawohl, »ein Desinteresse am antiken Bild von den Britanniern« dafür ausschlaggebend sei. Recht zu geben ist ihr zweifellos, wenn sie darauf hinweist, dass die Briten schon aus historischen Gründen ein wesentlich distanzierteres Verhältnis zu ihrer antiken Geschichte haben als die Deutschen. Eine Darstellung, die sich der antiken Literatur in angemessener Weise bedient, sei für Britannien jedenfalls als Desiderat anzusehen.

In ihren Schlussbetrachtungen (S. 327 ff.) fasst die Verfasserin ihre Ergebnisse noch einmal zusammen und folgert daraus, dass eine neue Darstellung der Völker nördlicher Regionen von der Belgica bis hinein in den Donaauraum nötig wäre, die »den Quellenbefund mit weit größerer Skepsis als bisher üblich darstellen und kommentieren« soll. Eine Gliederung nach topischen Gesichtspunkten sollte dabei den Leser dafür sensibilisieren, dass vieles von dem, womit ein Volk charakterisiert werde, *interpretatio Romana* oder topische Sichtweise sei (S. 334). Sie skizziert dann, wie eine adäquate Quellenanalyse aussehen könne und rennt damit beim Rezensenten offene Türen ein, lässt ihn aber zugleich fragen, warum die Verfasserin ihre Vorgaben selbst so unvollständig umgesetzt hat. Ihre hellsichtigen Hinweise auf die Grenzen, die das Material unseren Erkenntnismöglichkeiten setzt, kann man nur unterstreichen, das sollte aber nicht dazu führen, dass man nur mehr das Gleichförmige und Indifferente wahrnimmt und die antike Tradition auf die unreflektierte Perpetuierung von Klischees reduziert.

Nachdem so viel Dissens zum Ausdruck gekommen ist, darf man der Verfasserin den Respekt nicht verweigern, den einem ihre Arbeit schon vom Umfang des verarbeiteten Materials und der grundsätzlichen Bedeutung der Fragestellung abverlangt. Was hier an Kenntnis des Quellenbestandes und der Forschungsgeschichte ausgebreitet wird, ist beeindruckend und wird dem Buch in jedem Fall eine breite Rezeption sichern. Andererseits liegt es nicht zuletzt am wohl doch zu weit gesteckten Rahmen der Untersuchung, dass insgesamt zu »grob gesehen« wurde und das Ergebnis entsprechend undifferenziert ausgefallen ist. Das Buch wäre nicht das adäquate Schlusswort zum Problem der antiken Fremdvölkerdarstellungen, aber es ist – da sich trefflich darüber streiten lässt – eine ausgezeichnete Basis für eine vertiefende und verbreiterte Diskussion über den Gegenstand.

Wien

Kurt Tomaschitz